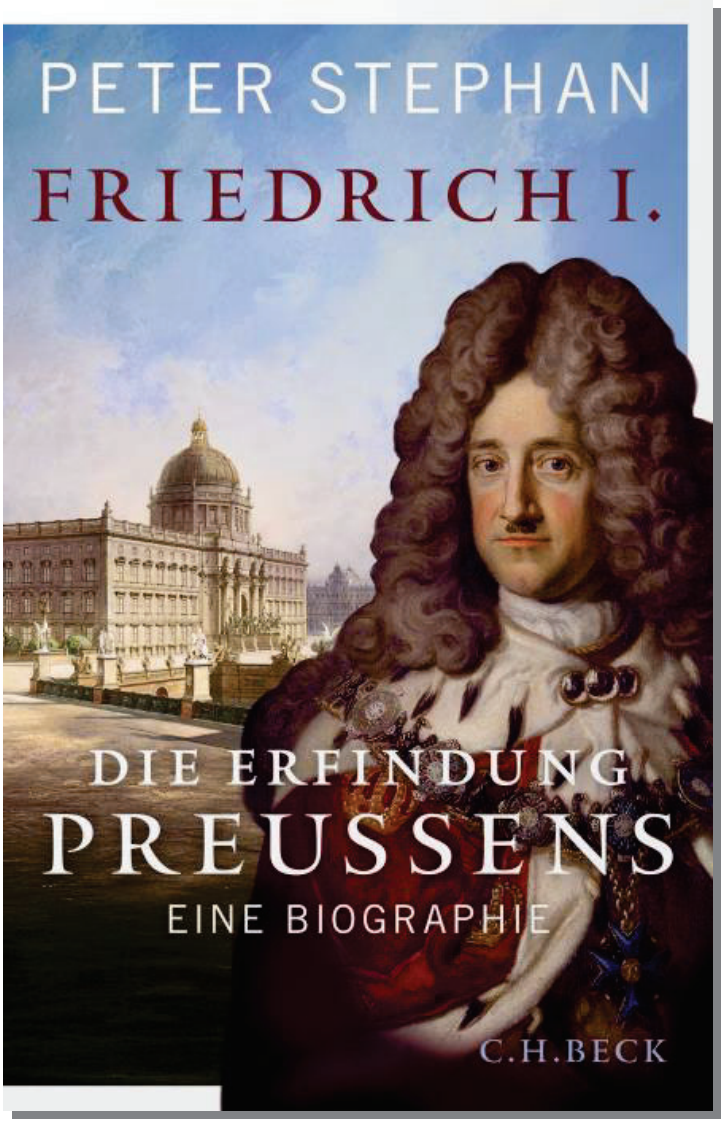
C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

Unverkäufliche Leseprobe



Peter Stephan
Friedrich I.
Die Erfindung Preussens – Eine Biographie

2025. 393 S., mit 138 Abbildungen, davon 34 in Farbe, und 1 Karte
ISBN 978-3-406-83643-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
https://www.chbeck.de/38770030

© Verlag C.H.Beck GmbH Co. KG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Peter Stephan

FRIEDRICH I.

Peter Stephan

FRIEDRICH I.

DIE ERFINDUNG PREUSSENS

Eine Biographie

C.H.Beck

Mit 138 Abbildungen,
davon 34 in Farbe, und einer Karte

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2025
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München
Umschlagabbildungen: Fiktive Neugestaltung der Schlossfreiheit.
Aquarell von Hermann Ziller, um 1895. © Heritage Images/
Fine Art Images/akg-images | König Friedrich I.
Friedrich Wilhelm Weidemann zugeschrieben,
um 1702/03. © bpk/Stiftung
Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg/
Roland Handrick
Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 83643 5

verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

Inhalt

PROLOG
Ein König im Abseits
≈ 9 ≈

1
Der Prinz
Kindheit im Schatten des Vaters
1657–1688
≈ 15 ≈

Der «schiefe Fritz» 15
Der «Große Kurfürst» 21
Unerfüllte Liebe 34
Konflikt mit Vater und Stiefmutter 37

2
Kampf um das Erbe
Das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten
≈ 43 ≈

Kalkuliertes Heldengedenken 43
Ausdruck kindlicher Selbstverleugnung? 49
Die Gefangenen 50
Antipode Ludwigs XIV. 57
Typologie des guten Herrschers 65
Preußischer Protokönig 72
Später Triumph über den Vater 75

3
Der Kurfürst
Herrschaft im Streben nach Würde
1688–1701
≈ 81 ≈

Der neue Herrschaftsstil 81
Die Affäre Danckelman 83
Wartenberg, der neue Favorit 88
Das Kronprojekt 90
Die Idee des gerechten Königs bei Leibniz 94

4
Vorkämpfer des Rechts
Das Zeughaus
≈ 98 ≈

Hinrichtungsstätte oder Gedächtnisort? 98
Die Domestizierung des Krieges 102
Der Staat als Ordnungsmacht 109
Mitleid mit dem Feind 115
Das Zeughaus als Ritterakademie 125

5
Der Griff nach der Krone
Gründung eines neuen Staates
1701
≈ 129 ≈

Die Stiftung des Schwarzen Adlerordens 129
Der Kronerwerb und das Staatsrecht 141
Ein Königreich am Reißbrett 156
Die Realisierung des preußischen Staates 160

6

Der Herrscher als Bauherr

Der Staat im Spiegel der Kunst

≈ 175 ≈

Kunst als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln 175
Architektur als gebaute Staatsform 179

7

Der König

Unbeständiges Glück

1701–1713

≈ 189 ≈

Der Wartenberg-Skandal 189
Die Finanzen 195
Memento Mori 197

8

Die Majestät

Das Schloss

≈ 209 ≈

Die barocken Fassaden: Ornat des Königs 209
Burg des Schwarzen Adlerordens 217
Preußische Imperialarchitektur 220
Der Schlüterhof als Zeremonialbühne 226
Das Treppenhaus: Friedrich als preußischer Jupiter 233
Der Friedenskönig 241
Die Paradekammern: Allegorien des Kronerwerbs 243
Schlüters Erdteilallegorien:
Der preußische Blick auf die Welt 251
Macht und Maß: Friedrichs Souveränität 256
Herrscherapotheose in Stein 260
Lehrgebäude und Kunstakademie 262

Ein Anti-Louvre 271
Das Schloss als rhetorische Invention 277
Residenz Berlin: Das städtische Umfeld 280

9
Das Ende eines Lebens
1713
≈ 291 ≈

10
Klein im Großen, groß im Kleinen
Friedrichs Nachleben
≈ 295 ≈

Das Verdikt des Enkels 295
Friedrich im Wandel der Zeit 298
Preußen ohne Friedrich I. 304
Geburt eines anderen Preußen 309

Anhang
Zeittafel 327
Stammtafel 331
Anmerkungen 335
Literatur 363
Bildnachweis 383
Personenregister 387

PROLOG

Ein König im Abseits

Wer Versailles sieht, denkt an Ludwig XIV. Das größte Schloss Europas gilt als Inbegriff absolutistischer Herrschaftsarchitektur und barocker Repräsentationskunst. Kaum gewärtig sind dem Betrachter die Künstler, die dieses Meisterwerk erschufen, der Architekt Jules Hardouin-Mansart etwa oder der Maler Charles Le Brun. Auch der Besucher des Dresdner Zwingers assoziiert mit diesem Prachtbau eher August den Starken als den Baumeister Matthäus Daniel Pöppelmann oder den Bildhauer Balthasar Permoser.

Beim Berliner Schloss verhält es sich anders. Seine (inzwischen rekonstruierten) Barockfassaden sind untrennbar mit dem Namen des Bildhauerarchitekten Andreas Schlüter verbunden. Nur die wenigsten erinnern sich an den Erbauer, den brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III., der ab 1701 als Friedrich I., König in Preußen, regierte. Das ist umso erstaunlicher, als es ohne Ludwig XIV. Frankreich und ohne August den Starken Sachsen, ohne Friedrich aber kein Königreich Preußen gegeben hätte – und keine deutsche Hauptstadt Berlin.

Selbst die Historiographie ist Friedrich lange Zeit mit eigentümlichem Desinteresse begegnet. 1869 hatte der Universalhistoriker Johann Gustav Droysen dem ersten Preußenkönig innerhalb seiner *Geschichte der preußischen Politik* noch einen dreihundertseitigen Einzel-

band gewidmet.[1] Doch schon die Standardmonographie Otto Hintzes über *Die Hohenzollern und ihr Werk* von 1915 räumte Friedrich nur noch zwanzig Seiten ein, seinem Vater, dem Großen Kurfürsten, dagegen fast viermal so viele.[2] Bernt Engelmann, dessen Monographie *Preußen. Land der unbegrenzten Möglichkeiten* ab 1980 das Preußenbild der alten Bundesrepublik nachhaltig mitbestimmte, würdigte den ersten König nicht einmal mit einer Kapitelüberschrift; die Ära Friedrichs I. bewertete er in keinerlei Hinsicht als «typisch preußisch».[3] Sebastian Haffner und Wolfgang Venohr übergingen in ihrer Essaysammlung *Preußische Profile* Friedrich I. sogar ganz und ließen die preußische Geschichte erst mit dessen Sohn, dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., beginnen. Es dauerte bis zum dreihundertjährigen Jubiläum von Friedrichs Königskrönung, also bis 2001, ehe eine breitere Öffentlichkeit von dem ersten preußischen König Notiz nahm – dank einer umfangreichen Ausstellung im Berliner Zeughaus.[4] Nun erschienen mehrere Monographien, die jedoch in nicht unbeträchtlichem Maße aus Droysens Abhandlung schöpften.[5] Eine Ausnahme bildet die umfassende Darstellung des Potsdamer Historikers Frank Göse, dem in Teilen eine Neubewertung von Friedrichs Regierungsstil gelang.[6]

Und doch blieb ein Desiderat bestehen: Friedrich wurde ausschließlich als Gründer der preußischen Monarchie gewürdigt. In Wirklichkeit war er jedoch der Erfinder des preußischen Staates. Dies ist einerseits mehr, andererseits weniger. Mehr, weil das Königreich Preußen, das 1701 proklamiert wurde, nicht nur ein nach pragmatischen Gesichtspunkten geschaffener «Vernunftstaat» war, der sich, wie Sebastian Haffner annahm, allmählich zu einer vollkommenen «Ausprägung der Staatsidee» entwickelte: zu einer in der Geschichte einmaligen «Idee reiner Staatlichkeit» im Hegel'schen Sinne.[7] Denn der preußische «Kunststaat», wie Haffner ihn auch nannte, sublimierte sich nicht erst im Nachhinein zur Idee seiner selbst. Wie bei jedem Kunstprodukt stand die Idee am Anfang: ein aus Vernunft und Klugheit geborener Gedanke, der dazu bestimmt war, sich in einem realen Staatswesen zu konkretisieren. In diesem Sinne hat Friedrich I. selbst davon gesprochen, sein Königtum «erfunden» zu haben, und

den planmäßigen Prozess dieser Erfindung als einen *grand dessin*, einen «großen Entwurf», bezeichnet.

Zugleich war die Erfindung des preußischen Königtums aber auch weniger als eine Staatsgründung. Denn der Staat, der Friedrich vorschwebte, gelangte nur in Ansätzen über das Stadium der Erfindung hinaus. Bereits nach seinem Tod im Jahre 1713 entstand ein neues, ein ganz anderes Preußen. Wie die Erfindung geriet der Erfinder erst ins Zwielicht, dann in den Schatten der Geschichte. Zwar blieb die Institution der Monarchie als solche bestehen, doch war sie einem starken Wandel unterworfen. Die äußere Hülle wurde mit anderem Inhalt gefüllt. Ungeachtet der dynastischen und juristischen Kontinuität waren das von Friedrich *erdachte* und das von seinen Nachfolgern *gemachte* Preußen zwei verschiedene Staaten.

Solch einen Bruch hat die bisherige Forschung allenfalls für das späte 19. Jahrhundert ausgemacht: als das gründerzeitliche Preußen, das ab 1871 im deutschen Nationalstaat aufging, jenes klassische Preußen ablöste, dessen Bild der «Soldatenkönig» Friedrich Wilhelm I., der «Philosophenkönig» Friedrich der Große, die «Volkskönigin» Luise und der «Romantiker auf dem Königsthron» Friedrich Wilhelm IV. bevölkern. Um diese legendären Namen gruppieren sich Heerführer wie der «Alte Dessauer», Gneisenau, Blücher und Moltke, die Staatsmänner Stein und Hardenberg, Dichter und Denker wie Lessing, Kant, Hegel, E. T. A. Hoffmann, Fontane oder die Gebrüder Humboldt und Grimm. Hinzu kommen die Architekten Knobelsdorff und Langhans, Gilly und Schinkel, Persius und Stüler, die Bildhauer Schadow und Rauch, die Maler Gaertner und Menzel oder der Komponist Zelter.

Dieses Preußen gilt nach wie vor als das eigentliche Preußen. Es überragt nicht nur glanzvoll das spätere Preußen der Kaiserzeit, sondern verdeckt auch unbarmherzig jenes ursprüngliche Preußen, das die Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz, der Rechtshistoriker Samuel Pufendorf sowie die Staatsrechtler Christian Thomasius und Christian Wolff verkörperten. Aus der Gedankenwelt dieser Geistesgrößen hatte Friedrich I. geschöpft, um *sein* Preußen in Schlüters Werk Gestalt annehmen zu lassen.

Gerade in Schlüters Werk! Mehr noch als seine Konkurrenten Johann Friedrich Eosander und Jean de Bodt oder sein Schüler Martin Heinrich Böhme verlieh Schlüter mit seinen Bauten und Bildwerken der Staatsidee Friedrichs Gestalt. Seine Werke sollten den neuen Staat modellhaft vorwegnehmen. Für die schnellstmögliche Realisierung war Friedrich kein Aufwand zu groß. Was sich andernorts über Generationen hatte entwickeln können, das musste er in der Spanne eines einzigen, nicht allzu langen Lebens schaffen. Sein Bemühen, die Erfindung und Bildung eines Staates in einem einzigen Lebenswerk zu verdichten, ist etwas Einzigartiges. In seinen vierzehn historischen Miniaturen hat Stefan Zweig von «Sternstunden der Menschheit» gesprochen, in denen historische Prozesse, die sonst «gemächlich nacheinander und nebeneinander» ablaufen, sich bisweilen «in einem einzigen Augenblick», der alles bestimmt und alles entscheidet, komprimieren. In solch «dramatisch geballten» und «schicksalsträchtigen» Augenblicken sei «eine zeitüberdauernde Entscheidung auf ein einziges Datum, eine einzige Stunde und oft nur eine Minute zusammengedrängt».

Auch die Gründung des Königreichs Preußen wäre ohne einen weitblickenden Herrscher, der das Momentum zu nutzen wusste, nicht möglich gewesen. Zugegeben: Friedrich hatte über Jahre hinweg auf sie hingearbeitet. Und doch kann man den Gründungsakt im Januar 1701 als eine Sternstunde bezeichnen. Denn in diesem einen Augenblick lief alles zusammen, was Friedrichs Dasein bis dahin ausgemacht hatte. Und von hier aus nahm seinen Anfang, was seine gesamte spätere Existenz bestimmte. Insofern ist es naheliegend, ja geboten, die Erfindung Preußens zum eigentlichen Thema einer Friedrich-Biographie zu machen.

Dasselbe gilt für Schlüters Staatskunst. Selbstredend ist gute Kunst mit den Systemen, für die sie geschaffen wurde, niemals deckungsgleich. Sie schöpft aus einem eigenen, unabhängigen Fundus und wächst über jedes politische und ideologische System weit hinaus. Wo sie aber doch eine Rückbindung an ein System aufweist, bringt sie im Idealfall dessen bessere Seiten zum Ausdruck. In diesem Sinne ist auch Schlüters Œuvre bei aller künstlerischen Eigenleistung ein Werk

seines Auftraggebers und ein wesentlicher Teil von dessen Leben. Sehr wahrscheinlich ist sie auch die ergiebigste Quelle von Friedrichs Herrschaftsverständnis, mit Sicherheit aber die anschaulichste. In der Erfindung Preußens verdichtet sich Friedrichs Leben, in Schlüters Werk bildet es sich ab. Die Kunst wird zum Lebensbild, das diese Biographie nachzeichnet, indem sie den einzelnen Lebensabschnitten Friedrichs die wichtigsten Werke Schlüters exemplarisch zuordnet.

Gerade weil Schlüters Kunst beispielhaft für einen heute vergessenen König und den mit ihm vergangenen Staat ist, erscheint sie heute so unpreußisch. Das Bild jenes Preußen vor Augen, das nach 1713, also nach Friedrich I., entstand, suchen wir – wie Generationen von Historikern und Kunsthistorikern vor uns – den preußischen Geist vorzugsweise im Werk Karl Friedrich Schinkels: in der erhabenen Anmut des Alten Museums und der eleganten Würde des Schauspielhauses, in der herben Strenge der Neuen Wache, dem heroischen Pathos der Schlossbrücke oder in der funktionalistischen Ästhetik der Bauakademie. Nicht zu vergessen die vielen Monumente, die Schinkel, anders als Schlüter, in ganz Preußen errichtete: von Königsberg über Potsdam bis nach Aachen! Selbst der unprätentiöse Spätbarock von Philipp Gerlachs Garnisonkirche in Potsdam und das zarte Rokoko, das Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff in Sanssouci erblühen ließ, nehmen sich auf den ersten Blick preußischer aus als Schlüters üppiger Hochbarock. Ganz zu schweigen vom strengen Palladianismus, der das von Johann Boumann entworfene Hauptgebäude der Humboldt-Universität bestimmt, vom kühlen Attizismus, der das Brandenburger Tor von Carl Gotthard Langhans adelt, oder vom reifen Spätklassizismus, der den Villen von Ludwig Persius und den Museumsbauten von Friedrich August Stüler ihre dezent-kühle Würde verleiht. Im Vergleich hierzu erscheinen die pompösen Riesensäulen an der Südfront des Berliner Schlosses und der überreich dekorierte Rittersaal als Zeugnisse einer Prachtliebe, wenn nicht einer Prunksucht, an die nicht von ungefähr der Neobarock des Zweiten Deutschen Kaiserreichs anknüpfte. Friedrich I., mit dem das preußische Königtum begann, war, so könnte man meinen, ebenso maßlos-unpreußisch wie Wilhelm II., mit dem es endete.

Nichts könnte falscher sein als dieser Eindruck. Gerade das Wechselverhältnis von Macht und Maß war ein Grundprinzip in Friedrichs Staatsidee und folglich auch in Schlüters Schaffen. Diese Aussage klingt provokant, gerade für einen so repräsentationsfreudigen Herrscher wie Friedrich und eine Stilepoche, die wir nur allzu gerne mit pompösem Überschwang verbinden. Und doch hat sie ihre Berechtigung. Seinen Staat und auch sein eigenes Leben hatte Friedrich schon früh auf die Devise *Suum cuique tribuere* gegründet. Gemäß diesem auf die Antike zurückgehenden Grundsatz sollte jedermann zugestanden und abverlangt werden, worauf er als Mensch ein Anrecht hatte und wozu er als Bürger verpflichtet war. Die Staatsmacht schuf sich nicht ihr eigenes Recht, sondern verpflichtete sich, dem Recht zu dienen.

In späteren Zeiten freilich drängte das preußische Königtum auf Machterweiterung und Expansion. In letzter Konsequenz ging die Krone 1918 verloren. Der Staat selbst überlebte den Zusammenbruch der Monarchie nicht lange. Beim sogenannten Preußenschlag der Regierung Franz von Papen 1932 wurde er seiner Hoheitsgewalt beraubt. Sechs Jahre später folgte seine Zerteilung in mehrere Gaue.[8] Fortan existierte Preußen wie ganz zu Anfang nur noch als Idee. Als eine Idee, die nun aber der Missdeutung und dem Missbrauch durch einen Unrechtsstaat ausgesetzt war, dem Macht alles und Maß nichts bedeutete. Der an den Toren seiner Vernichtungslager die preußische Staatsdevise in der berüchtigten Übersetzung «Jedem das Seine» ins absolute Gegenteil verkehrte und auf den Koppelschlössern der Soldaten den noch älteren Wahlspruch der Hohenzollern «Gott mit uns» zur Heiligung seiner unheiligen Kriege nutzte. In letzter Konsequenz löste der Alliierte Kontrollrat am 25. Februar 1947 den preußischen Staat auf – mit der Begründung, er sei von jeher ein «Träger des Militarismus und der Reaktion» gewesen.

Die ursprüngliche Idee von Preußen war eine andere.

1

Der Prinz

Kindheit im Schatten des Vaters

1657–1688

Der «schiefe Fritz»

Friedrich kam am 11. Juli 1657 als dritter Sohn des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und dessen Frau, der gebürtigen Prinzessin Luise-Henriette von Oranien-Nassau, zur Welt (Tafel 1). Sein Geburtsort war Königsberg, Hauptstadt des Herzogtums Preußen, das 1618 durch Erbfolge an die brandenburgischen Hohenzollern gefallen war und 1701 zum Königreich Preußen erhoben werden sollte. Mit der Proklamation des preußischen Königreichs im Königsberger Schloss krönte Friedrich – inzwischen 43 Jahre alt – sein Lebenswerk im buchstäblichen Sinne. Im Namen seines Geburts- und Krönungsorts erblickte er das glückverheißende Omen seiner neuen Würde.

Ursprünglich sprach alles gegen eine solche Entwicklung. Kaum jemand hätte sich auf Friedrichs Haupt den brandenburgischen Kurfürstenhut, geschweige denn eine Königskrone vorstellen können, am wenigsten der Vater. Friedrich stand in der Thronfolge bis zum

17. Lebensjahr an zweiter Stelle. Zwar war der älteste Bruder Wilhelm Heinrich schon 1649 im Alter von nur anderthalb Jahren gestorben, doch erfreute sich der Zweitgeborene lange Zeit bester Gesundheit. Karl Emil war gutaussehend, kräftig und selbstbewusst, zeigte außerdem eine hohe Begabung als Reiter, Jäger und Fechter. Der Große Kurfürst teilte mit ihm die Vorliebe für die Jagd und das Militär. Selbst in seinem aufbrausenden Temperament fühlte er sich ihm wesensverwandt.

Friedrich war das völlige Gegenteil. Schon unmittelbar nach seiner Geburt waren Befürchtungen laut geworden, er werde das Knabenalter nicht erreichen.[1] In der Tat war der kleine Prinz stets kränklich. Eine Amme hatte den Säugling aus Nachlässigkeit rücklings fallen lassen, den Unfall aber aus Angst vor Strafe verschwiegen. Die Folge waren irreparable Missbildungen: ein krummer Rücken und eine schiefe Schulter. Die heute als Skoliose diagnostizierte Behinderung bescherte Friedrich zeitlebens Atemnot.[2] Hinzu gesellten sich nach innen gestellte Beine und womöglich ein Klumpfuß, was das Gehen erschwerte und höfische Pflichtübungen wie den Tanz zu einer Tortur werden ließen. Um die Verwachsungen zu korrigieren, hatten die Ärzte Friedrich schon in frühen Jahren umfangreichen orthopädischen Prozeduren unterzogen, die jedoch ebenso schmerzhaft wie wirkungslos waren.[3] Und gänzlich machtlos waren die Leibärzte gegen Friedrichs schmächtigen, vergleichsweise kleinen Wuchs, wozu auch ein zu kurzer Hals gehörte. Selbst nachdem er König geworden war, sprachen die Berliner noch halb liebevoll, halb spöttisch von ihrem «schiefen Fritz».[4]

Doch auch mit seinen schöngeistigen Neigungen und seinem sensiblen Naturell unterschied sich Friedrich vom älteren Bruder – und vom Vater. Im Zeichnen, Kupferstechen und Cembalospiel zeigte er ein überdurchschnittliches Talent. Außerdem war er sprachbegabt und sehr fromm – wenigstens diese Eigenschaften schätzte der Vater. Die Erziehung oblag Otto Freiherr von Schwerin.[5] Er übernahm die religiöse Unterweisung und den Unterricht in Französisch. Die internationale Hof- und Diplomatensprache besaß auch in Berlin einen besonderen Stellenwert. Schwerin übte sie mit dem jungen Prinzen

bereits beim Ankleiden in Form der beiläufigen Konversation. Auch hatte man einen gebürtigen Franzosen zum Kammerdiener bestimmt. Dieser hatte ausdrückliche Anweisung, ausschließlich *en français* zu parlieren. Weitere Unterrichtssprachen waren Polnisch, Niederländisch und Latein. Die Notwendigkeit, Polnisch zu lernen, ergab sich aus der unmittelbaren Nachbarschaft zum polnisch-litauischen Großreich. Der Erwerb des Niederländischen sollte den Austausch mit der oranischen Verwandtschaft erleichtern, und überhaupt galten die Niederlande am Berliner Hof in administrativer, militärischer und religionspolitischer Hinsicht als vorbildlich. Ergänzt wurde das Studium durch die Fächer Geographie, Geschichte und Kunst.

Im Hauptberuf war Schwerin Oberpräsident aller Landeskollegien und damit de facto Premierminister aller hohenzollernschen Territorien. Weil ihn diese Ämter sehr in Anspruch nahmen, wurde dem Prinzen mit Eberhard Christoph Balthasar Danckelman ein zusätzlicher Hauslehrer zugewiesen.[6] Im Lateinunterricht erschloss Danckelman seinem Schüler die Geisteswelt der Antike. Sie war eine elementare Grundlage für die frühneuzeitliche Staatenbildung in ganz Europa, und dies nicht nur hinsichtlich der Übernahme von Wertbegriffen und Tugenden.[7] Es hatte sich auch ein eigenständiges Feld der «praktischen Altertumswissenschaften» (Gerhard Oestreich) herausgebildet, das für die Entwicklung politischer Maximen und Handlungsmuster eine unverzichtbare Grundlage bildete:[8] Herodot und Thukydides schilderten die Ursachen und den Verlauf von Kriegen, Polybios erläuterte die Vorteile der verschiedenen Verfassungen. Sokrates lehrte die kritische Selbsterkenntnis, Platon zeichnete das Bild eines weisheitsliebenden Herrschers, Aristoteles verkündete das Ideal der Ausgewogenheit und Maßhaltung. Livius schilderte, wie ein Bauerndorf am Tiber zu einem Weltreich aufsteigen konnte, das sich vom Atlantik bis zum Kaspischen Meer erstreckte. Bei Tacitus ließen sich Grundzüge der Staatsräson studieren, Cäsars Schriften offenbarten, wie man ein Heer organisierte und einen Feldzug führte. Plutarch verglich die Lebensläufe großer griechischer und römischer Staatsmänner. Das *Corpus Iuris* Kaiser Justinians eröffnete das Verständnis von Recht. Cicero vermittelte, was Pflichterfüllung im Amt bedeutete, Seneca hatte

die Kunst der Selbstbeherrschung vorgelebt. Von Augustus ließ sich lernen, wie man zur Alleinherrschaft gelangte, von Mark Aurel, wie man sie verantwortungsvoll ausübte. Zu den philosophischen und staatsrechtlichen Themen gesellten sich schließlich auch Dichtung und Mythologie. Darüber hinaus trug Danckelman der Bedeutung des Latein als moderner Wissenschaftssprache Rechnung. Die Werke und Lehren neostoischer Theoretiker wie Justus Lipsius und Hugo Grotius, die Danckelman während seines Studiums in Utrecht studiert hatte, fielen bei Friedrich auf fruchtbaren Boden.

Womöglich als Folge dieser Erziehung gründete Friedrich im Alter von zwölf Jahren einen Phantasieorden: den *Ordre de la Générosité*, als dessen Tugenddevise er bereits *Suum cuique* wählte.[9] Carl Hinrichs hat in dieser Gründung lediglich eine «frühzeitige Neigung für zeremoniellen Prunk» und ein «starkes Verlangen nach Größe» gesehen. Dieses Verlangen habe «der kränkliche und zarte Friedrich» in sich getragen, um «mit dem Schein der Größe» seine Mittelmäßigkeit zu überspielen.[10] Werner Schmidt gestand Friedrich immerhin zu, er habe, weil seine Würde von Anfang an «mit Füßen getreten» wurde, schon in jungen Jahren «eine besonders ausgeprägte Sensibilität gegenüber wirklichen oder auch nur vermeintlichen Würdeverletzungen entwickelt» und sich gleichsam als Kompensation in besonderem Maße um Milde und Großherzigkeit bemüht.[11] Sehr wahrscheinlich manifestierte sich in der Ordensgründung aber ein grundlegender Wesenszug. Schon der englische Gesandte in Berlin, Lord Thomas Wentworth Baron Raby, bescheinigte dem Prinzen, er sei ebenso «gutmütig» wie «freigebig und gütig».[12]

Als weniger großherzig erwies sich Danckelman. Integer und hochgebildet, war er doch kein guter Pädagoge. In einem Brief an Schwerin beklagte sich die Kurfürstin über seine Strenge: Ihr «Fritzchen» sei ein «gutes, aber auch sehr schüchternes Kind» *(c'est un enfant bon naturel et fort timide)*. Danckelmans barsche Art schade der Gesundheit und dem Geist eines so jungen Menschen. Eine weit bessere Methode, Kinder zu gewinnen, sei Sanftmut. Wie ungeschickt der Lehrer gelegentlich vorging, zeigen die Eintragungen in das lateinische *Exercitienbuch*, das sich im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin erhalten hat. In ihm fin-

det sich ein Satz, den Danckelman Friedrich höchstwahrscheinlich in die Feder diktiert hat: «Bruder und ich wöllen gelehrte Printzen werden. Aber Fritz wirdt ein Esel bleiben.» Daneben steht die von Friedrich angefertigte korrekte Übersetzung, an der Danckelman nichts beanstanden konnte: «Frater & ego volumus fieri docti Principes. Sed Fridericus manebit Asinus.»[13] Bedenkt man, dass die geistigen Fähigkeiten das Einzige waren, womit der körperlich eingeschränkte Friedrich gegenüber dem gesunden und allseits bewunderten Karl Emil bestehen konnte, so enthält dieser Satz eine ungeheure Herabsetzung, umso mehr, als Friedrich ihn als persönliches Eingeständnis niederschreiben und übersetzen musste. Noch ehrverletzender als jede Demütigung ist die erzwungene Selbstdemütigung.

Einen gewissen Ausgleich schuf die einfühlsame und verständnisvolle Mutter. Die Äußerungen über ihr «Fritzchen» zeugen von Fürsorge und Zuneigung. Auch Friedrich hing an seiner «allerliebsten Mama» und sehnte sie, war sie abwesend, «von hertzen» herbei.[14] Umso schwerer traf es ihn, als er von ihr mit zehn Jahren endgültig Abschied nehmen musste: Luise Henriette erkrankte an Schwindsucht und starb im Juni 1667. Dieser Schicksalsschlag schmerzte umso mehr, als sich die Stiefmutter, die ihr nur ein Jahr später nachfolgte, als das schiere Gegenteil erwies.

Um seine Erbfolge zu sichern, hatte der Große Kurfürst die gleichfalls verwitwete Dorothea von Holstein-Glücksburg geheiratet. Dorothea erfüllte die in sie gesetzten Erwartungen und gebar im Lauf der Zeit neben drei Töchtern vier Söhne. Während es Friedrich gelang, zu seinen Halbbrüdern ein freundschaftliches Verhältnis zu finden, kühlte das Verhältnis zur Stiefmutter zusehends ab. Mehr und mehr hegte er den Verdacht, Dorothea intrigiere gegen ihn und die Brüder aus erster Ehe, um ihre eigenen Söhne zu begünstigen. Die Lage verschärfte sich dramatisch, als Karl Emil ein Truppenkommando für den Feldzug gegen Frankreich erhielt. Diese Ehre wurde ihm zum Verhängnis. 1674 erkrankte er im Feldlager vor Straßburg an der Ruhr und verstarb. Mit dem Tod des Bruders stand, für alle völlig unvermittelt, Friedrich an erster Stelle der Thronfolge, und der Große Kurfürst kam nun nicht umhin, Friedrich als seinen Nachfolger aufzubauen.

Abb. 1. Obwohl der Große Kurfürst seinem behinderten Sohn Friedrich die Herrscherqualitäten abspricht, ehrt er ihn 1673 mit einem Schaupfennig. Bereits zu diesem frühen Zeitpunkt wird Friedrich in Gestalt eines Adlers dargestellt, der unter der Devise *Suum cuique* zur Sonne auffliegt. 1679, nach dem unerwarteten Tod Karl Emils, ist Friedrich Thronfolger. Nun bescheinigt der Große Kurfürst ihm, dem väterlichen Wagemut zu folgen. Wieder fliegt Friedrich in Gestalt des Adlers zur Sonne empor. Wie später in der Emblematik des Schwarzen Adlerordens hält er auf beiden Münzen einen Lorbeerkranz.

Bereits ein Jahr vor Karl Emils Tod hatte der Große Kurfürst Friedrich zum Statthalter der Mark Brandenburg ernannt und mit einem Schaupfennig geehrt (Abb. 1 links). Die Vorderseite zeigt das Brustbild des Prinzen mit einer Umschrift, die Friedrich als ELECTOR[alis] HERES, als kurfürstlichen Erben ausweist. Auf der Rückseite steigt der Prinz in Gestalt eines Adlers in den Himmel über Berlin auf, überstrahlt vom Glanz der göttlichen Gnadensonne, hinterfangen von einem Spruchband, das seinen Wahlspruch SVVM CVIQUE enthält.[15] Sechs Jahre später lässt der Vater eine zweite Medaille schlagen (Abb. 1 rechts). Das Bekenntnis zum Sohn, der inzwischen Kurprinz ist, fällt nun noch eindeutiger aus: PATRIOS SEQVITVR AVSVS – Er folgt dem väterlichen Wagemut nach. Wieder zeigt die Rückseite der Medaille einen Adler, der zur Sonne auffliegt.[16] In der Ikonographie ist die legendäre Gabe des Adlers, als einziges Lebewesen den Anblick der Sonne zu ertragen, Sinnbild seiner außergewöhnlichen seelischen Kraft.

Und doch: In den beiden Medaillen einen Anflug echter Wertschätzung zu sehen, ginge wohl zu weit. Der Vater ringt sich aus Staatsräson zu dieser äußerlichen Geste durch, klug genug, seinen designierten Nachfolger gegenüber der Öffentlichkeit aufzuwerten. Auch deshalb darf Friedrich im Schonischen Krieg den Vater während der Kriegszüge gegen die Schweden begleiten: von 1675 bis 1678 nach Pommern, 1679 nach Preußen. Jedoch ist er den Strapazen nicht gewachsen, immer wieder wird er aufs Krankenlager geworfen. Für den Vater bleibt der Sohn eine Enttäuschung, was die Stiefmutter für weitere Intrigen zu nutzen weiß.

Der «Große Kurfürst»

Friedrich Wilhelms Unzufriedenheit lässt sich nicht allein mit persönlichen Differenzen erklären. Sie wurzeln in der Geschichte Brandenburg-Preußens, genauer gesagt: in der strukturellen Schwäche des Staates und seiner geopolitischen Bedrohung, die den Hohenzollern mehr als anderen Dynastien widerstandsfähige und willensstarke Herrschernaturen abverlangten und vermeintlich schöngeistige Schwächlinge als eine Gefahr für den Staat erscheinen ließen. Insofern wiederholte sich das Drama zwischen dem Großen Kurfürsten und Friedrich zwei Generationen später im Zerwürfnis des Soldatenkönigs mit seinem Sohn, dem späteren Friedrich II. (dem Großen), und wieder einige Generationen später im schwierigen Verhältnis Wilhelms II. zu seinen Eltern. Es spricht für sich, wenn noch Ende des 19. Jahrhunderts Kronprinzessin Victoria bekannte, der verkrüppelte linke Arm ihres Willy verbittere ihr das Leben, denn ihr Sohn werde niemals männlich und ungezwungen sein.[17] Fast möchte man von einem Fluch des Hauses Brandenburg sprechen.

An dieser Stelle gilt es, etwas auszuholen. Der Große Kurfürst herrschte über kein kohärentes Staatsgebiet, sondern über eine Vielzahl von Territorien, die er und seine Vorfahren durch Erbschaft, Kauf und Tausch und nach dem Dreißigjährigen Krieg auch durch die Säkularisation angesammelt hatten (Tafel 5). Dieser Streubesitz, der von der Memel bis an den Rhein reichte, gliederte sich in drei Be-

reiche. An der Ostgrenze des Heiligen Römischen Reichs lag der bedeutendste Komplex, die Markgrafschaft Brandenburg, die Mitte des 14. Jahrhunderts zu einem Kurfürstentum erhoben worden war und von der Doppelstadt Berlin-Cölln aus regiert wurde, samt den angeschlossenen Herzogtümern Pommern, Magdeburg und Halberstadt. Im Baltikum, nördlich der Danziger Bucht, erstreckte sich das Herzogtum Preußen mit der Hauptstadt Königsberg, das bis auf das Ermland mit der späteren Provinz Ostpreußen deckungsgleich war. Es gehörte nicht zum Heiligen Römischen Reich. Bis 1660 hatte es sogar noch unter polnischer Lehnshoheit gestanden. Den Niederrhein säumten das Herzogtum Kleve, die Grafschaften Berg, Ravensberg und Lingen. Weiter östlich lag das Fürstentum Minden. Regiert wurde dieser westliche Verbund von der Stadt Kleve als einer Nebenresidenz aus.

Ihren vielleicht sinnfälligsten Ausdruck fand diese territoriale Zersplitterung darin, dass von den Söhnen des Großen Kurfürsten aus erster Ehe jeder in einer anderen Residenz geboren wurde: Karl Emil in Berlin, Friedrich in Königsberg und Ludwig in Kleve. Zu dieser Zeit lag Kleve von Berlin nicht weniger als 46 Zollstationen entfernt. Erst sehr viel später gelang es, diese Territorien zu einem machtvollen Flächenstaat zu verbinden. Voraussetzung waren der Anschluss Westpreußens infolge der ersten polnischen Teilung 1772 sowie die Annexion des Königreichs Hannover, des Kurfürstentums Hessen-Kassel und des Herzogtums Nassau nach dem Krieg zwischen dem Norddeutschen und dem Süddeutschen Bund 1866.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts war der lose hohenzollernsche Herrschaftsverband jedoch äußerst schwach. Seine militärische Ohnmacht hatte der Dreißigjährige Krieg auf erschütternde Weise offenbart. Weil die Mittel für eine bewaffnete Neutralität fehlten, ließ sich Georg Wilhelm, der Vater des Großen Kurfürsten, auf eine verhängnisvolle Schaukelpolitik zwischen Schweden und dem Kaiser des Heiligen Römischen Reichs ein, wobei die jeweiligen Allianzwechsel nicht auf freier Entscheidung beruhten, sondern die Folge von Erpressung waren. Georg Wilhelms Territorien lagen im Schnittpunkt gleich mehrerer feindlicher Machtblöcke: Im Kurfürstentum Brandenburg kolli-

dierten schwedische, polnische und österreichische Interessen. Das östlich gelegene Herzogtum Preußen mit der Residenz Königsberg wurde zum strategischen Zankapfel von Schweden, Polen-Litauen und Russland. Kleve und die niederrheinischen Gebiete gerieten in die Auseinandersetzungen zwischen Frankreich, den Niederlanden und Großbritannien.

Zu allem Unglück machte ihre ungünstige Lage die hohenzollernschen Länder auch zu Durchgangsrouten und Aufmarschgebieten fremder Heere. Für Brandenburg war die Bilanz besonders verheerend. Einige Dörfer erlebten annähernd zweihundert Durchzüge schwedischer Truppen.[18] Die Städte hatten vier Fünftel ihrer Einwohner eingebüßt, von der Gesamtbevölkerung war mehr als die Hälfte umgekommen. Nauen und Magdeburg hatte die kaiserlichen Soldateska dem Erdboden gleichgemacht, in Berlin standen nur noch wenige Gebäude, das Schloss war unbewohnbar.[19] Der überwiegende Teil der Agrarflächen war verloren.[20] Weite Landstriche lagen entvölkert und verödet, die Wirtschaft befand sich im Niedergang. Recht und Gesetz galten nicht mehr. Unvorstellbare Kriegsgräuel, Seuchen und Hungersnöte hatten die Menschen verrohen lassen. Bei der Eintreibung von Kontributionen war es zu schwersten Foltern gekommen – zeitgenössischen Berichten zufolge reichten diese vom Verstümmeln und Pfählen über das Abschneiden von Genitalien bis zum Rösten über dem offenen Feuer. Auch von Kannibalismus war die Rede. In vereinzelten Fällen sollen sogar die Leichen jüngst Verstorbener ausgegraben worden sein.[21] Hinzu kam nicht zuletzt der sich ungehemmt ausbreitende Hexenwahn.

Kurfürst Georg Wilhelm selbst war während des Krieges ständig auf der Flucht vor einem der Heere, die ohne sein Einverständnis die Mark Brandenburg besetzt hielten. Weder konnte er seine Grenzen noch seinen Titel sichern. 1638 schließlich entkam er nach Preußen. Bereits vier Jahre zuvor hatte er seinen Sohn Friedrich Wilhelm, den späteren Großen Kurfürsten, zur oranisch-nassauischen Verwandtschaft in die sicheren Niederlande geschickt.[22] Als er 1640 starb, konnte dieser zunächst nur von Kleve aus regieren. Erst 1646 war es ihm möglich, in das verwüstete Berlin zurückzukehren. Doch war die Situation

nach wie vor prekär. Friedrich Wilhelms einstiger Lehrer, der brandenburgische Geheimrat Johann Friedrich Leuchtmar, fasste sie folgendermaßen zusammen: Polen-Litauen warte nur darauf, sich seinen preußischen Vasallenstaat endgültig einzuverleiben, Kleve bleibe auf absehbare Zeit unter niederländischer Kontrolle, und Brandenburg stehe am Rande des Abgrunds.[23]

Wider Erwarten brachte der Friedensschluss von 1648 keine Verbesserung. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das vor dem Krieg noch einen gewissen Ordnungsrahmen geschaffen hatte, zerfiel in über dreihundert autonome und eintausend halbautonome Herrschaften, angefangen von winzigen Reichsdörfern wie Zell am Hamersbach im Schwarzwald bis hin zu dem gewaltigen Flächenstaat Österreich. Einerseits bescherte dieser Auflösungsprozess den einzelnen Landesfürsten eine weitgehende Unabhängigkeit gegenüber der kaiserlichen Zentralgewalt. Andererseits entstand in der Mitte Europas ein Machtvakuum, das auf die angrenzenden Großmächte eine regelrechte Sogwirkung ausübte: Frankreich, Russland, Polen-Litauen, Schweden, zu dem damals auch Finnland gehörte, und das Osmanische Reich, das Ende des 17. Jahrhunderts bis nach Wien reichte, bedrängten das Reich von allen Seiten.

Weil die deutschen Einzelstaaten nicht mehr zu einem machtvollen Großreich zusammenfinden konnten, mussten sie selbst und jeder für sich mächtig werden. Seit dem späten 15. Jahrhundert entwickelten in Europa führende politische Denker wie Niccolò Machiavelli, Jean Bodin und Thomas Hobbes ihre Lehren vom frühmodernen Machtstaat:[24] Nach außen hin musste der Staat in der Lage sein, seine Bündnispartner frei zu wählen, seine Grenzen mittels eines straff organisierten Heeres gegen Invasoren zu verteidigen und seine Herrschaftsnachfolge autonom zu regeln. Kein Teil seines Territoriums durfte unter fremder Oberhoheit stehen. Im Innern bedurfte es einer starken Zentralgewalt, die mittels einer alle Bereiche durchdringenden Verwaltung für Recht und Ordnung sorgte. Ein willensstarker Souve-

rän hatte die gesellschaftlichen Kräfte zu bündeln und Strukturen zu schaffen, mit denen sich die Ressourcen von Mensch und Natur effektiv nutzen ließen. Ebenso sollte er die nötigen Befugnisse haben, um durch Gesetze und sittliche Unterweisung die Menschen zu disziplinieren, durch umfassende Innovationen Handel und Wirtschaft zu beleben und durch die Förderung der Künste das Land und seine Bewohner zu kultivieren.[25]

Damit die Zentralgewalt sich gegen die Partikularinteressen der privilegierten Stände, insbesondere gegen den Adel, den Klerus und das Patriziat, durchsetzen konnte, musste der Machtstaat auch ein Einheits- und ein Gesamtstaat sein: ein Einheitsstaat, der seine Gewalt gleichsam in der Vertikalen über alle Bevölkerungsgruppen und sozialen Schichten ausübte, und ein Gesamtstaat, der dieses Gewaltmonopol anschließend in der Horizontalen, also flächendeckend, auf alle seine Territorien ausweitete. Staatsgebiet, Staatsvolk, Staatsverfassung, Staatsregierung und Staatsreligion mussten in eins fallen.

Besonders erfolgreich verlief dieser Prozess in Frankreich. Nach der innenpolitischen Schwächung des Adels hatte der regierende Minister Kardinal Jules Mazarin eine starke königliche Zentralgewalt geschaffen, die sein Schüler Ludwig XIV. weiter ausbaute. Die Vertreibung der Hugenotten nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 führte zwar zu einem Verlust an Fachkräften, bewirkte zugleich aber auch eine konfessionelle Homogenisierung. Dem Finanzminister Jean Baptiste Colbert gelang es darüber hinaus mit seinen Reformen, eine effiziente Staatsverwaltung aufzubauen und auf Grundlage des Merkantilismus eine leistungsfähige Ökonomie zu schaffen.

Für den Großen Kurfürsten gestaltete sich die Konsolidierung des Staates ungleich komplizierter. Mit der geographischen Zersplitterung ging nämlich eine extreme demographische Inkonsistenz einher. Anders als in Frankreich und Schweden oder auch in Bayern und Sachsen existierte keine einheitliche originäre Kern- oder Stammbevölkerung, an die sich die übrigen Bevölkerungsteile assimilieren konnten. Vielmehr unterschieden sich die Bewohner Brandenburgs, Preußens und der niederrheinischen Gebiete in ethnischer, sprachlicher und kultureller Hinsicht. Verstärkt wurde die Inhomogenität durch Massenein-

wanderung. In der Folge herrschte Friedrich Wilhelm nicht nur über Brandenburger, Preußen, Masuren, Litauer, Pommern, Sachsen, Rheinländer und Westfalen, sondern auch über die Nachfahren immigrierter Hessen, Salzburger, Franzosen, Engländer, Norditaliener, Niederländer und Deutschschweizer. Ebenso groß waren die konfessionellen und weltanschaulichen Unterschiede. Die Bevölkerung zerfiel in calvinistische, pietistische, lutherische, katholische, orthodoxe und jüdische Glaubensgemeinschaften. Zwischen den einzelnen Konfessionen gab es zum Teil keinerlei Verständigung. In Brandenburg und Preußen standen die alteingesessenen Lutheraner dem reformierten Bekenntnis, welches das Herrscherhaus 1539 angenommen hatte, reserviert gegenüber. Noch größer waren die Ressentiments gegen die eingewanderten Hugenotten und niederländischen Calvinisten.

Am schwersten wogen jedoch die wirtschaftlichen und sozialen Differenzen. Am merkantilistisch geprägten Niederrhein, besonders in den größeren Städten (darunter Duisburg mit seiner 1655 gegründeten Universität) gab ein wohlhabendes Bürgertum den Ton an. Wie der weitgehend entfeudalisierte Adel, gegen den es sich selbstbewusst behauptete, orientierte es sich an der frühkapitalistischen Ökonomie der Niederlande.[26] Der dritte Stand, die Bauern, war in einigen Regionen, so im Herzogtum Kleve, größtenteils frei und bewirtschaftete die Felder in Erbpacht. Nahezu entgegengesetzt waren die Verhältnisse in Brandenburg. Hier bildete die ostelbische Junkerkaste eine in sich geschlossene Welt. Wenige Feudalherren herrschten wie kleine Könige über große Güter, auf denen die Bauern als Leibeigene dienten.[27] Selbst über die freien Bauern und die Bewohner der Kleinstädte übten die Gutsherren das Kirchenpatronat, die Gerichtsbarkeit und die polizeiliche Exekutive aus. Treffend hat Hans Rosenberg den brandenburgischen Landadel als eine Mini-Autokratie bezeichnet.[28] Ohnehin befand sich das brandenburgische Bürgertum seit dem Dreißigjährigen Krieg im Niedergang. Eine namhafte Stadtkultur existierte nicht mehr. Wieder anders verhielt es sich in Preußen. Hier lebten nicht nur viele Freibauern, sondern es gab auch ein starkes Bürgertum, besonders im reichen Königsberg, das 1340 der Hanse beigetreten war und sich seit 1544 eine eigene Universität leistete.[29]

Weitere Differenzen ergaben sich hinsichtlich der Maße, Gewichte und Währungen. Selbst die Zeitrechnung war uneinheitlich. Der gregorianische Kalender galt in Kleve schon ab 1583, in Preußen immerhin ab 1612. In Brandenburg wurde er dagegen erst 1699/1700 eingeführt.[30] Ein zusätzliches Problem ergab sich aus der «Buntscheckigkeit in der Gerichtsverfassung».[31] In manchen Streitfragen waren die Reichsgerichte zuständig, in anderen die verschiedenen Landesgerichte.[32] Hinzu kamen divergierende Partikularinteressen. Sie betrafen sowohl das Verhältnis des Monarchen zu den Ständen innerhalb der jeweiligen Territorien als auch die Beziehungen der verschiedenen Territorien zueinander. Es gab eigene Landesverfassungen, die den Ständen unterschiedliche Privilegien sicherten und sie in ihren über lange historische Zeiträume gewachsene Identitäten bestärkten. Beispielsweise fühlten sich die Bewohner der niederrheinischen Fürstentümer, die erst 1614 durch Erbteilung an das Haus Hohenzollern gefallen waren, aufgrund hundertjähriger politischer Zusammengehörigkeit innerhalb der einstigen Vereinigten Herzogtümer Jülich-Kleve-Berg weit mehr mit den benachbarten Jülichern als mit den weit entfernten Brandenburgern verbunden.[33] Die Bürger des Herzogtums Preußen suchten selbst nach 1660, als das Land bereits aus polnischer Lehnshoheit entlassen worden war, zur Verteidigung ihrer althergebrachten Sonderrechte um Unterstützung am Warschauer Königshof nach.[34] Auch zeigten sie wenig Neigung, die niederrheinischen Gebiete im Krieg gegen Frankreich zu unterstützen. Das Herzogtum Preußen, so argumentierten sie, sei nicht Teil des Reiches, und überdies hätten sie genug damit zu tun, die eigenen Grenzen zu schützen.[35] Umgekehrt sahen sich auch die Rheinländer und die Brandenburger nicht zur Hilfe verpflichtet, als Preußen im Nordischen Krieg von schwedischen und russischen Truppen überrannt wurde: Das baltische Herzogtum liege außerhalb des Heiligen Römischen Reichs, der Bündnisfall sei rechtlich nicht gegeben.[36] Und 1649 weigerten sich die brandenburgischen Stände mit Verweis auf ein fehlendes Zusammengehörigkeitsgefühl, die Mittel für den gegen Schweden gerichteten Feldzug in Pommern zu bewilligen.[37] Ernüchtert stellte der Große Kurfürst fest:

> Wie nun, Pommern, Preußen und die Clevischen Lande, wenn wegen der Chur-Brandenburg ein Grenzstreit vorfiele, schwerlich uns zu Hülfe kommen oder unserthalben etwas auf sich nehmen würden, also wird man auch die Märkischen Lande mit den Ausländischen Provincien-Streitigkeiten nicht wol vermengen oder ihrenthalben härter als sonst belegen können.[38]

Die Sicherung der Lande innerhalb des gesamteuropäischen Machtgefüges und ihre Umwandlung in einen wehrhaften frühmodernen Gesamtstaat stellten also eine wahre Herkulesaufgabe dar. Zunächst schuf Friedrich Wilhelm ein stehendes Einheitsheer, das er nach dem niederländischen Exerzierreglement, damals das modernste der Welt, ausbilden ließ.[39] Mit diesem Heer schlug er 1656 bei Warschau die zahlenmäßig weit überlegene Armee Polen-Litauens, wodurch er die Voraussetzungen für die Verträge von Wehlau (1658) und Oliva (1660) schuf, die Preußen als ein souveränes Herzogtum aus der polnischen Lehnshoheit entließen. Als die Schweden während des Reichskriegs gegen Frankreich die Abwesenheit brandenburgischer Truppen nutzten, um in die Kurmark einzufallen, konnte Friedrich Wilhelm sie, eilends von der französischen Front zurückgekehrt, 1675 bei Fehrbellin schlagen und den Mythos ihrer Unbesiegbarkeit brechen. Es gelang ihm sogar, im Anschluss Schwedisch-Pommern zu erobern, das er allerdings 1679 im Frieden von Saint-Germain wieder räumen musste.

Trotz dieses diplomatischen Rückschlags erlaubte es das neugeschaffene militärische Potential dem Großen Kurfürsten, die geopolitische Lage an den Kreuzpunkten der Bündnissysteme, die sich unter seinem Vater als verheerend erwiesen hatte, längerfristig zu seinem Vorteil zu nutzen. Ohne stehendes Heer war Brandenburg zum Opfer der Machtpolitik fremder Staaten geworden, mit ihm wurde es zum Profiteur.[40] Denn die Allianzwechsel, die Friedrich Wilhelm vornahm, waren nicht mehr erzwungen, sondern entsprangen einer klug kalkulierten Taktik. Seine Unterstützung ließ er sich fortan von seinen Vertragspartnern gut bezahlen. Mit diesen Geldern konnte er wiederum die Armee refinanzieren und weiter ausbauen.[41] Abgesehen davon

war der selbstbestimmte Allianzwechsel ein wesentlicher Bestandteil staatlicher Souveränität. Dieses Recht war den Reichsständen im Westfälischen Frieden unter der Prämisse gewährt worden, dass das jeweilige Bündnis sich nicht gegen den Kaiser und die Interessen des Reiches richtete.[42] Von diesem neuen Recht machte der Große Kurfürst demonstrativ und in großzügiger Auslegung Gebrauch, beispielsweise 1679. Erstaunlicherweise hatte er die Schuld am Vertrag von Saint-Germain weniger dem französischen König Ludwig XIV. angelastet als vielmehr Kaiser Leopold I. Von Letzterem fühlte er sich bei den Friedensverhandlungen im Stich gelassen und als Bauernopfer missbraucht. Sein Einsatz im Reichskrieg gegen Frankreich, der ihn den Sohn und Thronfolger Karl Emil gekostet hatte, war denkbar schlecht entlohnt worden. Im Bündnis mit Frankreich sah er nun eine neue machtpolitische Option.

Indes diente das Militär nicht nur außenpolitischen, sondern auch innenpolitischen Zwecken. Es half, bei den Ständen Steuern einzutreiben und die Einhaltung der Gesetze zu überwachen. Erstmals entstand eine ständeübergreifende Befehlsstruktur, in die neben dem Adel, der die Offiziere stellte, Teile des Bürgertums und der Bauernschaft eingebunden wurden.[43] Außerdem rekrutierte der Große Kurfürst aus dem Offizierskorps sogenannte Ortskommissare *(commissarii loci)*, mit deren Hilfe er die lokalen Regierungen zu provinziellen Verwaltungsorganen degradierte – unter formaler Beibehaltung der jeweiligen Landesverfassung.[44] Die neuen Militärbehörden garantieren eine effiziente Arbeitsweise, nicht nur wegen ihrer straffen Disziplin, sondern auch, weil die Schlüsselpositionen vorzugsweise mit Calvinisten besetzt wurden.[45] Jean Calvin zufolge hat Gott jeden Menschen schon vor seiner Geburt erwählt oder verworfen. Wozu der Einzelne vorherbestimmt ist, zeigt sich daran, ob sein Leben durch Wohlstand und Erfolg oder durch Armut und Misserfolg geprägt ist. Damals besagte diese Prädestinationslehre im Umkehrschluss, ein jeder könne sich durch zielstrebiges und erfolgreiches Handeln Gewissheit über seine positive Erwählung verschaffen. Das daraus resultierende Leistungsdenken verband sich mit einer gleichfalls religiös motivierten Pflichtethik zu einer außerordentlichen Arbeitsmoral. Vor allem die

aus Frankreich geflohenen Calvinisten waren bemüht, in ihrer neuen Heimat zu reüssieren. Am 18. Oktober 1685 hatte Ludwig XIV. auf Schloss Fontainebleau das von seinem Großvater Heinrich IV. erlassene Edikt von Nantes aufgehoben, das den Protestanten die Religionsfreiheit zusicherte. Der Große Kurfürst antwortete nur drei Wochen später mit dem Edikt von Potsdam, das die aus Frankreich Ausgewiesenen mit der provokanten Begründung willkommen hieß, er handele gegenüber den Bedrängten «aus gerechten Mitleiden».[49] Für den Zuzug von 20 000 Neubürgern nahm der Große Kurfürst sogar eine Abkühlung der Beziehungen zu Frankreich in Kauf. Zwar entstand durch die Neubürger – wie auch durch die später nachfolgenden Immigranten – eine zusätzliche Bevölkerungsgruppe. Diese bildete jedoch, weil nicht mehr herkunftsgebunden, eine überregionale, dem Kurfürsten besonders ergebene Klientel. Auf diese Weise kam es zu völlig neuartigen Synergieeffekten zwischen dem Militär und den zivilen Staatsorganen.[46] Dank ihrer Effizienz konnte die Verwaltung sich sogar zu einem wichtigen Promotor der merkantilistischen Wirtschaft entwickeln.[47] Kurzum: Militär und Beamtenschaft garantierten die vorbehaltlose Umsetzung des fürstlichen Regiments. Mit ihrer Hilfe gelang es dem Großen Kurfürsten, seine Landesherrschaft innerhalb eines jeden Territoriums in der Vertikalen gegen die ortsansässigen Stände durchzusetzen, was die Bildung des Einheitsstaates nachhaltig beförderte.

Weniger erfolgreich war Friedrich Wilhelm darin, die verschiedenen Landesherrschaften auch überregional, also in der Horizontalen, zu einer übergeordneten Gesamtherrschaft, zu einem ganzheitlichen Untertanenverband zusammenzuführen. Als er 1688 starb, waren seine Untertanen noch immer weit davon entfernt, sich als *membra unius capitis*, als «Glieder eines einzigen Hauptes», zu verstehen, die als Teile eines übergeordneten Ganzen ihren gemeinsamen Landesherrn beim Erhalt und bei der Verteidigung aller seiner Besitzungen unterstützten.[48]

Ein drittes Aufgabenfeld neben der außenpolitischen und der innenpolitischen Selbstbehauptung war auf reichspolitischer Ebene die Festigung der Stellung gegenüber dem Kaiser. Die Prärogativen des

Territorialherrn und die Rechte des Reichsfürsten waren letztlich zwei Seiten derselben Medaille.

Dieser zweifache Herrschaftsanspruch war umso wichtiger, als in der jeweiligen Auseinandersetzung mit dem Kaiser und mit den Landständen zwei entgegengesetzte Vorstellungen kollidierten, die der Soziologe Max Weber in anderem Zusammenhang in ein «traditionales» und ein «rationales» Rechtsverständnis unterschieden hat.[50] Auf der einen Seite beriefen sich die lokalen Eliten auf ihre *libertas*, auf ihre aus Tradition und Gewohnheitsrecht abgeleitete ständische Freiheit (die auf Reichsebene auch der Kurfürst gegenüber dem Kaiser geltend machte). Auf der anderen Seite postulierte Friedrich Wilhelm als Grundlage der Staatsräson die «Necessität» beziehungsweise *necessitas* einer absoluten landesherrlichen Zentralgewalt zum Zweck der Gefahrenabwehr. Nur der Fürst und seine Beamten, nicht aber die Landstände seien imstande, Gefahren richtig einzuschätzen und ihnen wirksam zu begegnen – eine Behauptung, die sich mit den Siegen von Warschau und Fehrbellin eindrucksvoll belegen ließ. In gewisser Weise beruhte die Ermächtigung des Landesherrn auf einer Art Notstandsgesetzgebung, die sich angesichts einer dauerhaften Gefahrenlage beliebig verlängern und schließlich zu einer regulären Rechtsnorm verfestigen ließ. Daher zögerte der Große Kurfürst auch nicht, das Bedrohungsszenario aufrechtzuerhalten.[51]

Christopher Clark zufolge änderte sich auf diese Weise der Begriff der *necessitas* vom Argument für einen temporären Eingriff zu einer allgemeinen Rechtfertigung für eine dauerhafte Ausübung der Zentralgewalt. Er wurde zeitlich erweitert, metaphysisch überhöht und auch auf künftige Eventualitäten ausgerichtet. An die Stelle einer traditionsorientierten, auf Bewahrung bedachten Kultur, in der Neuerungen einen Rechtsbruch bedeuteten, trat eine zukunftsorientierte und damit auch zielgerichtete Herrschaftsform, die dem Kurfürsten die alleinige Planungskompetenz zugestand. Der Landesherr beanspruchte die Deutungshoheit darüber, was Zukunft sein konnte, indem er die Gefahrenlage definierte. Er handelte präventiv und monopolisierte diese Vollmacht zunehmend. Sein Hauptanliegen galt «der Befreiung des Staates aus der vielfachen Verstrickung mit der Tradi-

tion, um frei unter den verschiedenen Optionen für die Zukunft wählen zu können».[52] Ergänzen könnte man, dass der Anspruch auf Kontinuität von der Wahrung der Tradition auf die Antizipation der Zukunft überging. Auch erlangte der Begriff der *cura*, der seit der Antike die Hauptaufgabe des Herrschers umschrieb, eine neue Bedeutung. Aus Fürsorge wurde Vorsorge.

Mit diesem Wechsel des Regierungsstils ging ein neuartiges Geschichtsverständnis einher. Die Tradition geriet in den Geruch des Überkommenen. «Die Vergangenheit», so Clark weiter, «erschien unter einem Sargtuch der Zerstörung, abgeschirmt von der Gegenwart durch den großen Frieden von 1648.» Die Zukunft dagegen ließ sich vorausschauend planen und aktiv gestalten. Sie glich einem «leeren Blatt», dazu bestimmt, mit den Taten der Mächtigen beschrieben zu werden. Der Große Kurfürst war überzeugt, mit seinen Leistungen sein eigenes Geschichtsbild schaffen zu können. Noch kurz vor seinem Tod hatte er Pufendorf nach Berlin berufen. Wie Pufendorf als Staatsrechtslehrer die Konsolidierung der fürstlichen Macht philosophisch gerechtfertigt hatte, so sollte er als Historiker durch eine genuin brandenburgische Geschichtsschreibung dem Wirken des Herrschers überzeitliche Geltung verschaffen. Die kurfürstliche Herrschaft wurde zu einer «Art Zeitmaschine», die Geschichte nicht zuließ, sondern machte.[53]

Geschichte proaktiv zu gestalten, bedeutete freilich auch, dass ein Herrscher an seinem vorausschauenden Gestaltungswillen festhielt. Er musste auf den Lauf der Geschichte selbst Einfluss nehmen. In seinen *Väterlichen Ermahnungen* von 1667, die als ein politisches Vermächtnis gedacht waren, führte Friedrich Wilhelm seinen Söhnen vor Augen, wie unwürdig es für die Vorfahren gewesen sei, Vasallen der polnischen Krone zu sein. Diesen unerträglichen Zustand habe er beendet und so den Staat aus einer dunklen Vergangenheit in eine bessere Zukunft geführt. Allerdings sah er diese Zukunft durch jene Mächte bedroht, die die Ordnung des Münsteraner Friedens zu unterlaufen drohten: die Schweden, die nur auf die nächste Gelegenheit warteten, Brandenburg die Kontrolle über die Ostseeküste «mit list oder gewaldt» zu rauben, und die Polen, die versuchten, das Herzogtum Preußen – womöglich mit Unterstützung der dortigen Land-

stände – wieder unter ihre Lehnshoheit zu bekommen. «Das Bewusstsein des Kurfürsten für die historische Bedingtheit seiner Erfolge», so Clark, «war gepaart mit dem Sinn für ihre Zerbrechlichkeit: Was geschehen war, konnte jederzeit wieder rückgängig gemacht werden.» Die Weltsicht des Großen Kurfürsten war von einem «scharfen Unterton der Verwundbarkeit» geprägt.[54]

Dieses Gefühl der steten Verwundbarkeit war zweifellos ein Grund, weshalb der Große Kurfürst mit Blick auf seine Nachfolge so besorgt war. Als er die *Väterlichen Ermahnungen* verfasste, war Karl Emil noch am Leben. Ihm traute Friedrich Wilhelm die nötige Kraft und Entschlossenheit zu, das begonnene Werk fortzusetzen und den Gefahren, die dem Staat drohten, entschieden zu begegnen. Aber Friedrich? Wäre er stark genug, die Bildung des Gesamtstaats zu vollenden? Gegen die Landstände mit der gebotenen Rücksichtslosigkeit vorzugehen? Sich dem Einfluss einer intriganten Kamarilla zu entziehen? Und wie stand es um die Außenpolitik? Wäre er bedenkenlos genug, bestehende Allianzen aufzulösen und sich neue Verbündete zu suchen? Könnte er gar Ludwig XIV. oder dem Kaiser die Stirn bieten? Wäre er imstande, eine Armee gegen die Schweden – sie fürchtete der Große Kurfürst am meisten – anzuführen? Oder würde ihn die Schwäche im entscheidenden Moment ans Krankenlager fesseln, so wie 1678, als er das ihm anvertraute Kommando über ein Regiment wegen eines Schwächeanfalls nicht ausüben konnte?[55]

Nicht weniger Zweifel dürften in Friedrich selbst aufgekommen sein. Schon früh hatte ihm der Vater zu verstehen gegeben, dass er Karl Emil für weit begabter hielt, und ihm ausdrücklich die Fähigkeit abgesprochen, das Land gegen einen neuerlichen Angriff der Schweden zu verteidigen. Diese und andere Bemerkungen drangen auch an die Öffentlichkeit. Ließen sich, so musste Friedrich sich fragen, die Erwartungen des übermächtigen Vaters jemals erfüllen? Hatte es überhaupt Sinn, sich an seiner titanenhafter Figur zu messen?

Unerfüllte Liebe

Ohne den Rückhalt seiner Mutter den Erwartungen des Vaters ausgeliefert, fühlte Friedrich sich nur noch zwei Menschen innig verbunden: Ludwig und Elisabeth Henriette. Mit seinem jüngeren leiblichen Bruder Ludwig, dem «einzigen Trost», den er «in dieser Welt» habe, bildete er eine Leidensgemeinschaft gegenüber Vater und Stiefmutter.[56] Seine Cousine, die hessische Prinzessin Elisabeth Henriette, heiratete Friedrich schließlich 1679, nach sechsjähriger Verlobungszeit. Es war eine wahre Liebesheirat. Die Namensgleichheit mit Friedrichs Mutter Luise Henriette erschien wie ein glückliches Omen. Mit Hanette, wie er seine Frau zärtlich nannte, teilte er nicht nur seine schöngeistige Neigungen, sie war ihm auch ein starker seelischer Rückhalt. Auch mit Elisabeth Henriettes Bruder, dem hessischen Landgrafen Karl, pflegte Friedrich eine tiefe Freundschaft. Ihn allein ersuchte er in kritischen Situationen um Hilfe.

Der Große Kurfürst sorgte indes für eine Trübung des Glücks. Die Mutter der Braut, Landgräfin Hedwig Sophie von Hessen-Kassel, war seine Schwester, und vielleicht führte geschwisterliche Rivalität dazu, dass die Hochzeit die innerfamiliären Bande nicht stärkte, sondern belastete. Bereits in Vorfeld gestalteten sich die Verhandlungen um den Ehevertrag, um die Höhe der Morgengabe und um die Aufwendungen für die Hochzeit als recht kompliziert. Berlin gab sich kleinlich, Kassel war brüskiert. Demonstrativ blieb der Bruder der Braut – trotz seiner Freundschaft zu Friedrich – den Feierlichkeiten in Berlin fern.[57]

Sparsam zeigte sich der Große Kurfürst auch bei der Unterbringung des Kurprinzenpaares. Er wies Sohn und Schwiegertochter das noch recht unansehnliche Schloss Köpenick zu; Mittel für eine nach damaligen Maßstäben angemessene Hofhaltung stellte er nicht bereit.[58] Sicherlich spielte die angestrengte Haushaltslage eine Rolle. Erst zwei Monate vor der Vermählung war der Schonische Krieg beendet worden. Und doch empfand Friedrich die Sparmaßnahmen des Vaters auch als ein Zeichen persönlicher Geringschätzung, die durch die Tatsache, dass der Große Kurfürst seinen Sohn nach der Hochzeit in die Regierungsgeschäfte einbezog, nicht wettgemacht wurde. Was

sonst hätte Friedrich Wilhelm auch tun sollen? Wohl oder übel musste er den Thronfolger auf die Übernahme der Regierungsgeschäfte vorbereiten. Auch ließ der nächste Zusammenstoß nicht lange auf sich warten. Als Friedrich die freudige Nachricht überbrachte, er werde Vater, äußerte der Große Kurfürst Zweifel, ob das Kind wirklich von seinem Sohn sei.[59] Nun hatte Friedrich die Wahl: Stellte diese Bemerkung seine Zeugungsfähigkeit oder die Treue seiner Gemahlin infrage? Auf jeden Fall hatte der Vater, indem er das Kind zum möglichen Bastard erklärte, die Frucht der gemeinsamen Liebe diskreditiert. Missgönnte er dem Sohn sein privates Glück?

Diese Frage führt auf den Boden der Spekulation. Zumindest aus heutiger Sicht zeigt sich ein klassisches Beziehungsmuster: Der Vater wertet als rationaler Pragmatiker die Gefühlswelt seines sensiblen Sohnes ab, weil er keinen Zugang zu ihr findet. Der Sohn wendet sich seinerseits vom Vater ab, sucht Liebe bei einem verständnisvolleren Menschen – und seine Liebe wird erwidert. Das wiederum weckt im Vater den narzisstischen Machtmenschen. Weil er Zuneigung nicht erzwingen kann, empfindet er fremdes Glück als Kränkung. Seine Eifersucht setzt jeden herab, der mit anderen in einem tiefen Einverständnis lebt, betrachtet dieses Einverständnis sogar als Verrat. Und was zeugt von mehr Einverständnis als ein erfülltes Eheleben?

Mit der Zeit spitzte sich das Vater-Sohn-Drama weiter zu, wenngleich schrittweise. Vier glückliche Ehejahre waren Friedrich vergönnt. Dann erkrankte Elisabeth Henriette an den Pocken. Friedrich war wie von Sinnen und wollte die Sterbende noch einmal sehen. Sie aber verbot ihm den Besuch, um das Leben ihres geliebten Mannes nicht zu gefährden. Friedrich fügte sich, seiner Pflicht als künftiger Landesvater eingedenk. Beide gehorchten einer höheren Macht: Elisabeth Henriette der Liebe, Friedrich der Staatsräson.

Als Elisabeth Henriette 1683 starb, hatte sie noch keinen Sohn geboren, und Friedrich musste, kaum war das Trauerjahr zu Ende, auf Druck des Vaters erneut heiraten. Für Sentimentalitäten war keine Zeit. Zur neuen Gemahlin wurde Sophie Charlotte von Braunschweig-Hannover bestimmt. Die Wahl hatte ausschließlich politische Gründe. Die Welfen galten als standesgemäß, nicht nur wegen ihrer ruhm-

reichen Geschichte – sie waren das zweitälteste Herrscherhaus Europas –, sondern auch, weil für sie eine eigene Kurwürde errichtet werden sollte. Tatsächlich wurde Friedrichs Schwiegervater Ernst August II. 1692 der neunte Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches. Die Schwiegermutter besaß als eine geborene Stuart sogar die Anwartschaft auf den englischen Thron. Aus Sicht Friedrich Wilhelms war die zweite Ehe seines Sohnes ungleich wertvoller als die erste.

Für das Welfenhaus galt diese Wertschätzung nicht in gleichem Maße. Sophie Charlotte hatte zunächst ein Auge auf Louis de Bourbon geworfen, den französischen Thronfolger und Sohn Ludwigs XIV. Um eine Verlobung anzubahnen, war sie eigens nach Frankreich gereist. Dann jedoch entschied sich der Grand Dauphin für eine Liebesheirat mit der Prinzessin Maria Anna Victoria von Bayern, der Schwester des Kurfürsten Max Emanuel, und Sophie Charlottes Traum, Königin zu werden, war geplatzt. Vor diesem Hintergrund standen die Zeichen für eine glückliche Ehe mit dem brandenburgischen Kurprinzen also eher schlecht. Für Sophie Charlotte war Friedrich als Ehemann genauso zweite Wahl wie für den Vater als Thronfolger.

Ihre Enttäuschung über eine nicht standesgemäße Heirat kompensierte die neue Kurprinzessin durch intellektuelle Herablassung. Rückblickend warf Friedrich ihr vor, ihn mehrfach vor aller Welt bloßgestellt zu haben.[60] Allerdings ging Sophie Charlotte subtiler vor als der Große Kurfürst. Ihre Kränkungen erfolgten mehr durch Gleichgültigkeit als durch Geringschätzung oder offene Beleidigung. Vollkommen ungeniert nahm sie beispielsweise während der Krönungsfeierlichkeiten in der Königsberger Schlosskirche eine Prise Schnupftabak. Durch diese eklatante Verletzung der Etikette den König im wichtigsten Moment seines Lebens vor den Kopf gestoßen zu haben, schien sie wenig zu stören. Lapidar bemerkte sie im Nachhinein: «Mein Äsop sah es und hat mir durch einen Kammerherrn eine Bußpredigt halten lassen.»[61]

Mit der Verunglimpfung ihres Gatten als Äsop oder gar als «buckligen Äsop» spielte Sophie Charlotte auf die starke Verkrüppelung an, unter der auch der griechische Fabeldichter litt.[62] Zwar teilte die literarisch gebildete und musisch begabte Sophie Charlotte die schöngeis-

tigen Neigungen ihres Mannes, doch nahm ihr Ästhetizismus an dessen körperlichen Missbildungen umso größeren Anstoß. Den gelegentlichen ehelichen Beischlaf schilderte sie in einem Brief an eine Freundin als einen Opfergang.[63] Immerhin gebar sie Friedrich drei Kinder, von denen aber nur Friedrich Wilhelm, der spätere Soldatenkönig, das Erwachsenenalter erreichte.

Konflikt mit Vater und Stiefmutter

Ein zeitweiliger Zusammenhalt der Eheleute ergab sich aus einem neuerlichen Konflikt mit Friedrichs Vater. Schon seit längerem hatte sich der Große Kurfürst mit dem Gedanken getragen, das Hausgesetz der Hohenzollern, das eine Primogenitur, das heißt das alleinige Nachfolgerecht des Erstgeborenen, vorsah, außer Kraft zu setzen und die Herrschaft unter allen lebenden Söhnen, also auch unter den Prinzen aus zweiter Ehe mit Dorothea, aufzuteilen. Mehrfach wurde das Testament geändert. Einer Fassung zufolge sollte Friedrich über die Kernlande Brandenburg und Preußen regieren, während Ludwig das Fürstentum Minden erhielt. Für die Halbbrüder Philipp Wilhelm, Albert Friedrich, Carl Philipp und Christian Ludwig waren das Fürstentum Halberstadt mit der Grafschaft Rheinstein, die Grafschaft Ravensberg, Teile des Herzogtums Pommern und des Fürstentums Magdeburg samt dem Herrenmeistertum des Johanniterordens vorgesehen.[64]

Zu diesem Schritt mochten den Große Kurfürsten mehrere Gründe bewogen haben. Einer der sympathischeren war der Familiensinn, der ihn antrieb, alle seine Söhne auf irgendeine Weise zu bedenken, ein Ansinnen, das Dorothea natürlich unterstützte. Gewiss war es ihr ein Leichtes, die Zweifel, die ihr Gemahl gegenüber Friedrich hegte, zu verstärken. Mehr denn je trieb den alternden Kurfürsten die Sorge um, Friedrich könne sein Lebenswerk verspielen.[65] Daher schien es ihm ratsam, das Risiko zu streuen und die Prinzen aus zweiter Ehe in die Erbfolge einzubeziehen.[66] Andererseits war diese Entscheidung unklug. Zum einen wirkte sie der Bildung eines Gesamtstaates entgegen, zum anderen gab es für einen designierten Thronfolger keine

größere Zurücksetzung als die Änderung der Erbfolgeregelung. Den Beweis väterlicher Missachtung besaß Friedrich nun schwarz auf weiß, vor aller Welt testamentarisch beglaubigt. Zu allem Überfluss hatte der Große Kurfürst ausgerechnet Ludwig XIV. mit der Testamentsvollstreckung beauftragt.

Ausgerechnet – hatte der Vater im Krieg gegen Frankreich doch seinen geliebten ältesten Sohn verloren. Außerdem fürchtete Friedrich, der Bourbone werde seine Funktion als Testamentsvollstrecker nutzen, um die Hohenzollern durch territoriale Zersplitterung zu schwächen. Diese Sorge war nicht unberechtigt. Die Maxime *Divide et impera* bildete seit langem die Grundlage französischer Hegemonialpolitik. Wie den besorgten Berichten des französischen Gesandten in Berlin François de Pas, Comte de Rébenac zu entnehmen war, entwickelte Friedrich gegen Frankreich eine regelrechte Feindseligkeit. Vor allem aber sah er sich in seinem Argwohn gegenüber Vater und Stiefmutter bestätigt. Fortan witterte er hinter allem eine Intrige. Genährt wurde seine Furcht, als sein Asthma 1686 in heftige Erstickungsanfälle umschlug. Laut einer zeitgenössischen Quelle hielt man ihn einmal sogar für tot; Sophie Charlotte soll ihn schon beweint haben.[67] Rasch kam der Verdacht auf, es könne Gift im Spiel gewesen sein. Weil Friedrich seiner Stiefmutter – und damit auch den Berliner Ärzten – misstraute, bat er seinen Freund und ehemaligen Schwager Karl von Hessen-Kassel, ihm seinen Leibarzt zu schicken. Letztlich war der Verdacht unbegründet. Wie Rébenac sarkastisch bemerkte, wäre Friedrich tatsächlich beinahe vergiftet worden, jedoch infolge der vielen Gegenmittel, die er aus Furcht eingenommen hatte.[68]

Friedrich aber blieb beunruhigt. Nur ein Jahr später verschärfte sich die Lage weiter. Im Alter von 21 Jahren starb sein Bruder Ludwig, zu dem er eine so enge Beziehung hatte, bei scheinbar bester Gesundheit eines plötzlichen Todes. Dorothea, das stand für den Kurprinzen nun endgültig fest, versuchte mittels Gift, ihren eigenen Söhnen den Weg zum Thron zu ebnen. Jetzt ging bei Hofe ganz unverblümt das Wort von der «Berliner Agrippina» um.[69] Zwar war Ludwig in Wahrheit dem Fleckfieber erlegen, doch wagten die Ärzte, die eine falsche Diagnose erstellt hatten, es aus Selbstschutz nicht, die eigentliche

Todesursache zu benennen. Der Vorwurf des Giftmordes kam ihnen daher nicht ungelegen.

Friedrichs Schwiegermutter Sophie beteiligte sich rege an der Verbreitung der Gerüchte. Die Verheiratung ihrer Tochter mit dem brandenburgischen Kurprinzen hatte vor allem politische Gründe gehabt. Dennoch waren Spannungen zwischen den Welfen und den Hohenzollern geblieben. Und so trug Sophie keinerlei Bedenken, mit Blick auf Friedrichs Erkrankung und Ludwigs Tod ahnungsvoll vom *poudre de succession* zu sprechen, also von jenem arsenhaltigen Pulver, das hilfreich war, den Eintritt des Erbfalls – oder auch der Erbfolge – zu beschleunigen.[70] Neben das toxische Verhältnis zum Vater trat die vergiftete Beziehung zur Stiefmutter.

Ende 1687 erkrankte Friedrich abermals. Wieder sah er sich als Opfer eines Anschlags.[71] Zur Genesung, aber wohl auch, um sich in Sicherheit zu bringen, begab er sich mit Sophie Charlotte nach Karlsbad zur Kur. Anschließend weigerte er sich, nach Berlin zurückzukehren. Zunächst, ließ er den Vater wissen, gedenke er die brandenburgische Nebenresidenz Kleve am Niederrhein zu inspizieren. Der Große Kurfürst riet von dem Umweg ab. Friedrich aber nutzte die Gelegenheit zu längeren Zwischenaufenthalten bei der Verwandtschaft in Kassel und Hannover. Über diese Unbotmäßigkeit außer sich, drohte Friedrich Wilhelm mit der Streichung der finanziellen Mittel und kündigte weitere Sanktionen an. Friedrich seinerseits gab zu erkennen, er käme gerne zurück, fürchte aber, ein weiteres Mal vergiftet zu werden. Zwar gestehe er dem Vater zu, ihm nichts Böses zu wollen, doch habe dessen «väterliche Sorgfalt» ja auch nicht ausgereicht, den armen Ludwig zu schützen, der so «jämmerlich umgekommen» sei.[72] In Hannover machte sich Kurfürstin Sophie die Befürchtungen Friedrichs zu eigen. Schon einmal sei der «gute Kurprinz» Gefahr gelaufen, vergiftet zu werden, hätte er nicht beizeiten Gegenmittel eingenommen.[73] Diese Vermutungen verbreitete sie auch in ihrer privaten Korrespondenz. Jetzt raunte man vom «Erbschaftspulver» nicht nur in Berlin und Hannover, sondern auch an den Höfen Europas.

Die nächste Eskalationsstufe war erreicht. Der Große Kurfürst drohte, Friedrichs Halbbrüdern nun auch größere Landesteile zu ver-

machen. Das Herzogtum Preußen etwa sollte an Philipp Wilhelm gehen. Friedrich wäre nur noch die Mark Brandenburg geblieben. Dass es so weit nicht kam, war der Intervention des Ministers Franz von Meinders und des Oberhofmarschalls Joachim von Grumbkow zu verdanken. Auch Friedrichs Erzieher Danckelman hatte erfolgreich vermittelt.[74] Nachdem der Kurfürst zugesagt hatte, persönlich für die Sicherheit seines Sohnes zu garantieren, ließ sich Friedrich zur Rückkehr nach Berlin bewegen. Anders als später bei Friedrich II., der nach missglückter Flucht der Enthauptung seines Freundes Katte zusehen musste, fand die Eskapade des ersten Friedrich ein unblutiges Ende. Im Potsdamer Stadtschloss kam es sogar zu einer formellen Versöhnung. Im Angesicht des baldigen Todes wollte der Große Kurfürst die Dinge geregelt wissen.

Dasselbe wollte Friedrich. Jedoch war er nicht bereit, seinen Halbbrüdern weitreichende Zugeständnisse zu machen. Nachdem der Vater am 9. Mai 1688 gestorben war, ging er aufs Ganze und suchte die Hilfe des Kaisers. Mit Unterstützung des Wiener Hofes gelang es ihm tatsächlich, sämtliche Erbansprüche durchzusetzen. Der Preis war gering. 1685 hatte Wien dem Großen Kurfürsten zum Schein den schlesischen Kreis Schwiebus abgetreten, gewissermaßen als Lohn für ein Truppenkontingent von 7000 Mann. Nun sicherte Friedrich in einem Geheimvertrag zu, dieses Gebiet zurückzugeben.[75] Außerdem verzichtete er auf die schlesischen Herzogtümer Brieg, Liegnitz und Wohlau. Dieser Vertrag, den er nach seiner Thronbesteigung für nichtig erklärte, sollte übrigens ein halbes Jahrhundert später als Vorwand für die Schlesischen Kriege dienen. Um seinen Überfall auf Schlesien zu rechtfertigen, warf Friedrich II. seinem Großvater vor, unrechtmäßig brandenburgisches Gebiet verschleudert zu haben. Was er geflissentlich übersah: Der Kreis Schwiebus war territorial völlig unbedeutend, und auf die übrigen Herzogtümer hätte Brandenburg ohnehin kaum Ansprüche erheben können. Im Grunde genommen hatte Friedrich I. wenig gegeben, aber alles gewonnen. Nebenbei bemerkt: Wäre das Erbe des Großen Kurfürsten tatsächlich unter allen Söhnen aufgeteilt worden, hätte es ein Königreich Preußen schwerlich gegeben. Friedrich II. wäre ein durchschnittlicher Territorialfürst

gewesen und wohl nie «der Große» geworden, außerstande, um Schwiebus oder welches Herzogtum auch immer einen Krieg zu führen und sich gegen eine internationale Allianz zu behaupten.

Friedrich I. gelang es mit diesem preußisch-habsburgischen Coup, die drohende Zerschlagung seines Herrschaftsgebiets zu verhindern.[76] Zwar sollten noch zehn Jahre vergehen, bis alle Rechtsstreitigkeiten mit den Brüdern ausgeräumt waren. Doch konnte Friedrich fortan nicht nur als Markgraf zu Brandenburg, des Heiligen Römischen Reiches Erzkämmerer und Kurfürst regieren, sondern auch als Souveräner Prinz von Oranien, als Herzog in Preußen, in Geldern, zu Magdeburg, Kleve, Jülich, Berg und Mecklenburg, als Burggraf zu Nürnberg, als Fürst zu Halberstadt, Minden und Moers sowie als Graf zu Hohenzollern und Ravensberg, um nur einige seiner Titel zu nennen.

Zu Recht hat Heinz Duchhardt die Annullierung der Teilungsdisposition als ein «großes und für die Entwicklung einer Gesamtstaatsidee gar nicht zu überschätzendes Verdienst» gewürdigt und Friedrich zugestanden, «in dieser Hinsicht viel ‹moderner› als sein Vater» gedacht und gehandelt zu haben.[77] Zu diesem modernen Denken gehörte auch, die Schlüsselfunktion zu erkennen, die dem Herzogtum Preußen bei der Schaffung des Gesamtstaats zufallen würde.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de